

zugehen, und jede die andere antreiben wollte: fremde Menschen vor einer kleinen Unannehmlichkeit zu bewahren.

Die dritte Bank, von der ich erzählen möchte, stand vor der gelben gotischen Kathedrale über dem Hafen von Palma auf der Insel Mallorca, von wo man weit über die Schiffe aufs unwahrscheinlich blaue Meer sieht. An dieser vielleicht erhabensten Stelle des Mittelmeers saß ich viele Vormittage, von Sonne und Meer Genesung hoffend, am einzigen Ort, wo man in dieser lebendigen Stadt allein sein konnte. Da sieht mich mit einmal mein Hausherr, ein Kaufmann, groß und beleibt, aber doch mit scharfem spanischem Gesicht. Er kommt heran und setzt sich zu mir. Er paßt seine Rede, indem er einiges Italienisch hineinmischt, meiner geringen Kenntnis des Spanischen an, so daß seine Rede wie die meine etwas von der Sprache der Kinder bekommt. Jeden Morgen kommt er nun, setzt sich neben mich, fragt nach meiner Gesundheit und unterhält mich. Ich gestehe, daß ich reichlich verdrießlich war: war mir doch mein liebster Platz und meine erwünschte Einsamkeit völlig gestört! Ich kämpfte mit dem Entschluß, diesen bisher so beglückenden Morgenstunden zu entsagen. Immer hoffte ich, einmal einen Vormittag allein zu bleiben — immer vergebens, immer tauchte nach einer Weile Matteos quittengelbes Gesicht um die Ecke der Kathedrale auf, mit dem ersten Blick vorausspähend, ob ich da sei. An einem Morgen endlich entschuldigte er sich, daß er am nächsten Tage nicht kommen könne.

„Fa niente“, sagte ich italienisch, „macht gar nichts! Geht auch so!“ Ich sagte es mit einem so befreienden Ton, daß ich selbst erschrak.

Aber Don Matteo klopfte mir, mit der auf dieser Insel so beliebten Gebärde, auf die Schulter, sieht mir brüderlich ganz von nahem ins Gesicht und sagt: „Aber seien Sie sicher, daß ich übermorgen wieder meine Pflicht aufnehme.“

„Was für eine Pflicht?“ sagte ich, mehr unwillig als neugierig.

„Ihnen in Ihrer Traurigkeit Gesellschaft zu leisten“, antwortete er mit einem gütigen Lächeln.

Ihm als Südländer schien ein Mensch, der mitten im lebendigen Werktag einer lauten Stadt allein mit seinen Gedanken saß, unglücklich zu sein!

Wilhelm Schmidtbonn.

Die Wäscherin und der Maler

Ein junger Künstler, noch ohne Ruf und Namen und daher arm wie eine Kirchenmaus, lebte einige Monate auf dem Lande. Er hatte zeitweise nicht einmal das Geld, seine Wäscherin zu zahlen. Sie bemerkte, wie peinlich das dem jungen hungernden Manne war. Da ging sie allwöchentlich hin und legte unbemerkt und zu frühester Stunde ein Bündel Gemüse aus ihrem eigenen Garten vor seine Tür, damit er begreife, daß er sich nicht zu schämen brauche, — und nichts hätte sie mehr gekränkt, als wenn der Maler nicht ebenso stillschweigend diese Gabe angenommen hätte.

H. v. S.

Die Fotografie des Professors

Professor Hermann Amandus Schwarz, Ordinarius für Mathematik an der Berliner Universität, wurde einst von einem ausländischen Studenten, der in seine Heimat zurückkehren wollte, um ein Bild gebeten. Schwarz schrieb

seinen Namen auf eine Visitenkarte und sagte dem Studenten, mit diesem Ausweis könnte er nun bei dem Fotografen K. das gewünschte Bild holen. Zu seinem Entsetzen aber erfuhr der Student, daß die Fotografie 1,50 Mark koste, und er mußte mit jedem Pfennig rechnen, auf das Bild also verzichten.

Am Nachmittag desselben Tages meldete die Studentinmutter: „Es ist ein oller Mann draußen, der Sie unbedingt sprechen will!“ Der Student — in Hemdsärmeln, denn es war Hochsommer — geht hinaus, und — da steht Professor Schwarz. „Ich bringe Ihnen das gewünschte Bild, lieber Freund“, lächelt er. „Ich hörte vom Fotografen, daß Sie keins mehr bekommen konnten — —.“ Hinzugefügt sei, daß H. A. Schwarz damals schon über 70 Jahre alt war und in Halensee wohnte, während der Studio vier Treppen hoch in Berlin N hauste.

A. H. K.

Der ritterliche Gaukler

Mit dem Zirkus Karl Hagenbeck-Stellingen reiste ich in der Gesellschaft von Artisten aller Nationalitäten, Indern und Somalis. Die Somalis zeigten Waffenspiele, die Inder — sehr stille Leute von Ceylon — Zauberstücke und Handwerkskünste. Eines Morgens, als die Schau grade eröffnet worden war, gerieten in der Menagerie — in der noch keine Besucher waren — eine Dompteuse und ein Tierwärter in heftigen Streit. Die Dompteuse machte dem Wärter berechtigte Vorwürfe wegen einer Unterlassung, und der Mann antwortete mit frechen Redensarten. Da hörte ich, wie im Nebenzelt ein Inder ganz laut zu schreien begann. Als ich nachsah, war es ein Zauberer — sonst ein sehr verschlossener Mann —, der mit einem übermäßigen Aufwand von Worten und Gesten das Publikum zu sich lenkte und seine Zauberstücke mit einem ungewöhnlichen Ausrufervortrag — natürlich in seiner Landessprache — begleitete.

„Weshalb haben Sie denn das gemacht?“ fragte ich ihn nachher.

Er winkte mit einer leichten Gebärde ab und sagte lächelnd, mit einer ergreifenden Bescheidenheit: „Die fremden Menschen sollten nicht hören, daß nebenan, in der Menagerie, ein Mann mit einer Frau schimpft.“

A. H. K.

Dank an einen Architekten, der es besser wußte als der Bauherr

Im Jahre 1900 ließ sich ein junges Ehepaar durch den Wiener Architekten Adolf Loos seine Wohnung einrichten. Aus dem Voranschlag strich der junge Ehemann aus Sparsamkeit mehr als die Hälfte. Dreißig Jahre später schrieb er dem Architekten folgenden Brief: „Verehrter Herr Architekt, alle meine Freunde haben sich in den letzten dreißig Jahren entweder neu eingerichtet oder wenigstens eine Menge neuer Möbel dazu gekauft. Meiner Frau und mir sind die Räume, die Sie uns seinerzeit eingerichtet haben, lieber als am ersten Tag; wir haben kein Bedürfnis nach Veränderung. Ich wollte nur, ich hätte Sie damals ganz nach Ihrem Willen schalten lassen. Verzeihen Sie, daß ich es nicht tat. Aber wenigstens sollen Sie durch meine damalige Sparsamkeit nicht zu Schaden kommen. Ich erlaube mir deshalb, Ihnen das seinerzeit geleistete Honorar